

Jugend schreibt



Bielefeld 2024/2025

Arbeitsgruppe „Jugend schreibt“
in Zusammenarbeit mit der Literaturzeitschrift „Tentakel“
Helmholtz-Gymnasium, Ravensberger Str. 131, 33607 Bielefeld
Layout: Bernd Ackehurst

INHALTSVERZEICHNIS

Kategorie: Lyrik

- S. 7 Emma Sophie Haase, Im Atem der Welt
- S. 8 Lina Janne Kindsgrab, Ode an Maximilian
- S. 9 Emma Martin, Während der Klausur
- S. 9 Emma Martin, Die Stadt bei Nacht

Kategorie: (gem)einsam

- S. 10 Emma Sophie Haase, Marie
- S. 11 Franziska Übelacker, Kurzgeschichte: Demenz
- S. 12 Luzie Corazza, Das Kleid
- S. 16 Pauline Stampa, James
- S. 20 Emily Pautz, Wortgebunden
- S. 26 Truc Tien Le, Eine Bitte an Vertraute
- S. 26 Theresa Zachäus, Blumengarten

Kategorie: dramatisch

- S. 29 Finja Lasdorf, Dramatisch-normal
- S. 32 Liv Emilia Girod, dramatisch

Juror*innen:

Kathrin Bödding
Matthias Bronisch
Ralf Burnicki
Anja Debrow
Ulla Linnemann
Julia Ovesiek
Dr. Andreas Siekmann

VORWORT

„Drama, baby, drama!“ - Connaisseurs der Popkultur der späten Nullerjahre dürfte dieser wiederholt vorgetragene Ausruf eines ehemaligen Jurymitglieds und Catwalktrainers in einer berühmten deutschen Modell-Castingshow wahrscheinlich noch geläufig sein - nun fast 20 Jahre später mag man diesem Ausruf vermutlich eher entgegen: „No more drama, baby!“

In unserer heutigen Welt steht „Drama“ allerdings auf der Tagesordnung. Wie in der literarischen Gattung verschwimmen dabei auch mitunter Wahrheit und Fiktion. Da erscheint es spannend zu sehen, wie sich diese „dramatisch“en Entwicklungen auch in der Literatur niederschlagen und wie die zukünftige Generation darauf blickt - (gem)einsam?

Mit diesen Kategorien hat sich nun auch wieder eine ganze Reihe junger Autor:innen im Rahmen des diesjährigen 47. Jugend-schreibt-Wettbewerbs befasst, darunter erneut eine große Stammkundschaft, aber auch ein paar „neue“ Gesichter.

Herausgekommen sind dabei erneut einige fantasiereiche, bewegende, aber auch witzige Erzählungen und Gedichte, aus denen die Jury unter Berücksichtigung der Altersstufen wieder die in ihren Augen besten Texte ausgewählt hat.

Erneut geht ein großer Dank an die Sparkasse Bielefeld für die mittlerweile jahrzehntelange finanzielle Unterstützung des Wettbewerbs, wodurch der Druck der Anthologie und die Durchführung der Workshops erst ermöglicht werden!

Ein weiteres großes Dankeschön geht an die jungen Autorinnen und Autoren, die uns jedes Jahr wieder ihr Vertrauen schenken und ihre Texte einsenden.

Wir hoffen sehr, dass sich viele Leser und Leserinnen durch diese Sammlung ermutigt fühlen, am 48. Wettbewerb „Jugend schreibt“ teilzunehmen, der im Herbst starten wird.

Die in diesem Heft abgedruckten Bilder wurden von Schüler:innen der Jahrgangsstufen 5, 7, 8 und 9 im Kunstunterricht von Frau Bucko gestaltet.

„In Zeiten der universellen Täuschung wird das Aussprechen der Wahrheit zur revolutionären Tat.“

(George Orwell)

Herzliche & literarische Grüße,
Jennifer Pieper
(Kordinatorin des Wettbewerbs
„Jugend schreibt“)



Kategorie: Lyrik

Emma Sophie Haase (2010)

IM ATEM DER WELT

Der Wind kommt aus der Ferne,
wo die Hügel in Nebel schlafen,
und trägt das Lied der Gräser
in die offenen Hände des Morgens.

Er weht durch Gassen,
streicht über Dächer aus staubigen Ziegeln,
verliert sich in Fenstern,
die nie ganz geschlossen sind.

Hinter dem Glas blühen Träume,
verlorene Gedanken wie Federn im Licht,
Schwerelos, tanzend, verwehend,
bis die Stadt sie verschluckt.

Die Straßen atmen,
Steine, von tausend Schritten berührt,
Reden leise von Vergangenen,
von Nächten, die in Mauern schlafen,
von Namen, die längst verweht sind.

Doch irgendwo bleibt ein Echo zurück,
verloren zwischen Pflaster und Himmel,
ein Flüstern aus Zeit,
das niemand hören will.

Die Welt erwacht in Farben.
Rosarote Dächer neigen sich dem Himmel,
der in Blau und Gold zerfließt.
Zwischen Zweigen tropft das Licht,
Wird zu Schimmer auf Fensterscheiben,
zu Glanz in den Augen der Menschen,
die den Tag in die Hände nehmen.

Ein Kind rennt barfuß durch eine Pfütze,
und für den Moment bricht die Ordnung,
zerplatzt in kreisenden Wellen.
Ein Vogel singt
und malt mit seiner Stimme Linien in die Luft.

Die Zeit schmilzt im Sommerwind,
lässt Blätter taumeln,
Träume treiben,
Worte verwehen.

Wenn der Abend fällt,
taucht der Himmel in flüssiges Kupfer,
die Dächer glühen auf
wie ein letzter Gruß des Tages.

Stimmen mischen sich mit dem Duft von Brot,
von warmen Stein,
von fernen Feldern,
die schon im Dunkel versinken.

Auf einer Brücke bleibt jemand stehen,
blickt ins Wasser,
wo das Licht dieser eine Moment,
gefangen im Blick eines Unbekannten,
der vielleicht genau dasselbe fühlt.

Die Nacht legt ihre Hände auf die Stadt,
zieht Schatten über die Straßen,
flüstert Geschichten in müde Ohren.

Hinter Fenstern leuchten kleine Universen,
gehalten von Menschen, die noch wachen,
von Büchern, die im Halbdunkeln aufgeschla-
gen liegen,
von Herzen, die nicht zur Ruhe finden.

Der Wind geht leiser nun,
streicht sanft über Dächer,
und nimmt das Lied der Gräser mit,
zurück in die Ferne,
wo die Hügel in Nebel schlafen.

Lina Janne Kindsgrab (2007)

ODE AN MAXIMILIAN

Die Frau gehört an den Herd, in gekachelte Küchen
in denen deutsche Gerichte mit traditionellen Gerüchen
Durch Sprüche verfeinert werden.
Von starken Männern, die den ganzen Tag schuften
Für Vaterland dienen, als Fußabtreter
Und sich doch nicht ziemen
Die in gekachelten Küchen gekochten Gerichte der Deutschen mit Kritik zu bedienen.
Denn schließlich gehört die Frau an den Herd
Und wer dies verwehrt
oder sich gar beschwert
wird als grässlich und hässlich verzerrt
denn Patriotismus und Vaterlandsliebe geht nun mal ohne Bockwurst und Kartoffelsalat
Nicht wirklich auf im Konstrukt der tatsächlichen Tat.
Denn dann werden die Frauen, gepeinigt durch patriotische, männliche Hiebe
Zwischen Bockwurst und Kartoffelsalat
So hässlich und grässlich man's selbst finden mag
In gekachelten Küchen zum Verrat des Diktats
Zur Opposition des Patriarchats



Emma Martin (2005)

WÄHREND DER KLAUSUR

Geodreieck. Kippelnd an die Wand gelehnt
Tür. Geschlossen, draußen wird geschrien
Fenstersims. Weit raus zum kalten Wind gesehnt
Stille. Stifte, die schief kratzend Texte ziehen.

Uhr. Die Zeiger streichen übers Blatt
Ich. In greller Stille, sitze stumm
Pult. Verschrammte Beine lächeln matt
Stuhl. Im nächsten Stockwerk fällt wer polternd um.

Emma Martin (2005)

DIE STADT BEI NACHT

Eine Gestalt spuckt zweimal auf die Erde
Als hätt' sie so die ganze Welt verbannt
An kalten Tagen schon zu oft verbrannt
Als ob die Wunde niemals heilen werde.

Ein Fußball prallt an fensterlose Mauern
Ein Junge fängt das Echo rennend ein
Er ist mit all den Sternen ganz allein
Die auf den immer gleichen Dächern kauern.

Aus noch erhellten starren Zimmern tropfen
Schwere Träume von der müden Welt
In der nicht mal ein Kind mehr Schafe zählt
Man hört den Regen an die Türen klopfen.

Die Sonne warnt den Winter vor dem Ende
Und zeichnet seinen weißen Atem auf
Und hält den Mensch in langem Schattenlauf
Und malt ihm auf dem Weg Gespensterhände.



Kategorie: (gem)einsam

Emma Sophie Haase (2010)

MARIE

Die Stadt war laut, wie sie es immer war. Menschen strömten durch die Straßen, Stimmen mischten sich mit dem Hupen der Autos, mit dem metallischen Quietschen der Straßenbahn, mit dem dumpfen Klappern von Schritten auf nassem Asphalt. Doch für Marie war es still. Eine seltsame, undurchdringliche Stille, stiller, als es in der Nacht ist, wo scheinbar alle schlafen, eine Stille, die sich zwischen ihr und der Welt geschoben hatte, obwohl sie mitten in ihr stand.

Es war ein Widerspruch, den sie nicht verstand. Irgendwie verstand den keiner. Wie konnte man von hunderten Menschen umgeben sein und sich trotzdem allein fühlen? Sie lehnte sich an die kalte Mauer eines alten braunen Hauses, ließ ihren Blick über die vorbeiziehenden Gesichter gleiten. Da waren lachende Menschen, ein junges verliebtes Paar, welches sich an den Händen hielt, eine Gruppe Freunde, die sich lautstark über den vergangenen gemeinsamen Abend unterhielten. Ein alter Mann saß auf einer Bank und fütterte Tauben.

Gemeinschaft - es ist an jeder Ecke, wo der Blick einen hinführt. Also, warum fühlte sie sich, als ob sie außerhalb dieser Welt stand?

Sie schloss die Augen und erinnerte sich an die Zeit, in der es anders war. An die langen Gespräche mit Lena, ihrer besten Freundin. An die Nachmittage im Café, an die gemeinsamen Reisen, an die wunderschönen Kino-

abende, an die Abende auf dem Balkon und das Leben leicht war. Sie hatten Pläne gehabt, Träume, Versprechen.

Doch dann hatte sich das Leben verändert. Wie es das immer tat. Lena hatte einen neuen Job in einer anderen Stadt bekommen. Am Anfang hatten sie noch telefoniert, Sprachnachrichten geschickt, sich zum Besuch verabredet. Doch irgendwann wurden die Abstände größer. Ein „Wie geht's?“ blieb unbeantwortet, ein „Wir müssen uns unbedingt bald sehen“ verlor sich im Nichts.

Es war nicht so, dass Marie niemanden mehr hatte. Es gab andere Freunde, Kollegen, ihre Familie. Und doch war da dieses Gefühl, als ob ein unsichtbarer Raum zwischen ihr und den Menschen lag.

Sie öffnete die Augen und ging weiter.

In einem kleinen Café an der Ecke bestellte sie einen Cappuccino und setzte sich ans Fenster. Draußen eilten Menschen an ihr vorbei, in Eile, in Gedanken, mit Handys am Ohr. Jeder für sich und doch Teil eines Ganzen.

„Ist hier noch frei?“

Sie blickte auf. Vor ihr stand eine junge Frau mit einem Tablett in der Hand, ihr Lächeln unsicher, fast schüchtern. Marie nickte.

„Klar.“

Die Frau setzte sich, rührte gedankenverloren in ihrem Tee. Minuten vergingen, ohne Worte. Doch es war keine unangenehme Stille.

Irgendwann sagte sie leise: „Seltsam, oder? Wie viele Menschen um einen herum sein

können und trotzdem fühlt es sich manchmal an, als wäre man allein.“

Marie sah sie an.

„Ja“, sagte sie.

Ein Moment des Verstehens lag zwischen ihnen, schwerelos und doch bedeutungsvoll.

Draußen zog das Leben weiter, laut und beschäftigt, aber in diesem kleinen Café, an diesem Tisch, war es für einen Moment nicht mehr so still.

Vielleicht, dachte Marie, war Einsamkeit nicht nur das Fehlen von Menschen. Vielleicht war es das Fehlen von Verbindung. Und manchmal brauchte es nur ein Wort, einen Blick, um diesen leeren Raum zu überbrücken und mit Sonne zu fluten.

Vielleicht war sie nicht so allein, wie sie dachte.



Franziska Übelacker (2007)

KURZGESCHICHTE: DEMENZ

„Aber machen Sie sich nicht zu viele Gedanken. Wir schaffen das Gemeinsam.“ Ihre Worte bleiben in meinem Kopf. Der Tag begann unspektakulär. Am Morgen frühstückten wir zusammen. Sogar meine Tochter kam extra zu Besuch, denn am Mittag stand der Arztbesuch an, der mein Leben verändern sollte. Und jetzt war sie. Die Diagnose: Demenz. Der Raum, in dem wir sitzen, das Zimmer einer jungen Ärztin, soll warm und fröhlich wirken und trotzdem wird mir eiskalt. Die Frühlingsluft, die durch das offene Fenster weht, wirkt bedrohlich, eher wie die Vorwarnung eines Gewitters. Die Bilder an der Wand zeigen verschiedene Menschen im Portrait-Format, sie engen mich ein. Die Frauen und Männer starren mich an, scheinen mich zu beobachten und jedem Wort genau zuzuhören. Die weißen Wände kommen näher, ich spüre aufkommende Angst. Aber nicht vor den nahen Wänden, den mich beobachtenden Portraits oder dem warnenden Wind. Sondern vor den Worten einer Frau, die ich kaum kenne.

Ich kenne ihren Namen und ihren Beruf. Ich kann abschätzen, wie alt sie sein könnte, dass sie eine sympathische, aber konsequenten Art hat und dass sie fleißig und diszipliniert sein muss. Und trotzdem weiß ich im Grunde nicht, wer vor mir sitzt. Trotzdem vertraue ich ihr. Trotzdem haben ihre Worte große Bedeutung. „Aber machen Sie sich nicht zu viele Gedanken. Wir schaffen das Gemeinsam.“, sie wiederholt sich. Ich spüre die Hand meiner Frau, die meine nimmt und festhält. „Gemeinsam“, sagt auch meine Tochter und streicht mir über den Arm. Aber in diesem Moment fühle ich mich so weit entfernt von einem „Gemeinsam“ wie noch nie zuvor.

Mein Blick ist versteinert, ich starre vor mir die Wand an, die mir von Sekunde zu Sekunde näherkommt. Mich fixiert und mich in ihrem Bann gefangen hält. Ich höre den Sekunden-

zeiger der Uhr, wie er einen Moment vom nächsten trennt. Er klingt wie ein Messer, das frisch geschärft genau das tut, was es soll. Seine Schärfe verdeutlicht seine Macht. Diese Macht nimmt sich der Sekundenzeiger, der mir mit jedem Schlag mein Leben ein Stück weiter entzieht. Und dann vergeht die Zeit plötzlich ganz schnell. Ich springe von meinem Stuhl auf, der damit nicht gerechnet hat und mit einem die Stille durchbrechenden Ton nach hinten zu Boden fällt. Meine Frau lässt meine Hand los, die Ärztin zuckt zusammen. Mein Kopf fühlt sich leer an, nur der Wunsch zu fliehen wächst. Ich will hier weg. Ich muss hier raus. Ich merke, wie sich meine Augen ohne Vorwarnung mit Tränen füllen. Ich drehe mich um und stürme aus dem Zimmer. Ich lasse die Tür offenstehen, laufe vorbei an wartenden Menschen und dem Radio, aus dem ich schmerzlich den Wetterbericht höre: „Der erste wundervolle Frühlingstag (...) 20°C und Sonne!“. Regnen soll es. Auch die Patienten, die in Reih' und Glied warten, bis sie von einer gestressten und vermutlich übermüdeten Sprechstundenhilfe aufgerufen werden, ziehen an mir vorbei. Ich bemerke ihre aufschauenden Gesichter, aber sie kommen mir unwirklich und naiv vor. Sie verstärken das Gefühl in mir, dass ich versuche, von mir wegzuschieben: Einsamkeit. Ich trete aus der Arztpraxis heraus. Kalter Wind und eine vom Winter erschöpfte Sonne nehmen mich in Empfang. Ohne nach rechts und links zu schauen, renne ich über die Straße, höre ein empörtes Hupen von links, aber blicke nur nach vorne. Nach einigen Minuten erreiche ich mein Ziel. Ich setze mich auf die Parkbank, die mir einen Blick auf einen kleinen See ermöglicht. Ein Entenpaar schwimmt über das glitzernde Wasser. Ich denke an meine Frau. Das ist unsere Bank. Hier haben wir uns zum ersten Mal getroffen. Die Erinnerung ist ein Film in meinem Kopf. Es war ein Tag wie der heutige. Wir waren jung, hatten keine Ahnung vom Leben, aber auch keine Angst. Ich sehe ihr Lachen vor mir, die Sonnenstrahlen, die vom Wasser reflektiert, ihre damals noch blonden Haare erstrah-

len ließen.

Ich drehe meinen Kopf und schaue auf den leeren Platz neben mir. Unsere Bank. Hier hatte ich sie vor über dreißig Jahren gefragt, ob sie den Rest ihres Lebens mit mir verbringen möchte. „Für immer?“ hatte ich sie gefragt. „Für immer“ hatte sie geantwortet und so gelacht, wie sie es immer tat. Es gibt kein „für immer“ mehr, kein „du und ich gegen den Rest der Welt“. Ich halte die Tränen nicht länger zurück. Ich verliere das Gefühl von Raum und Zeit. Vergehen Sekunden? Minuten? Es hätten Stunden sein können. Und ein Gefühl von Einsamkeit, wie ich es nie zuvor empfunden hatte, breitet sich in mir aus. Nimmt mich ein, zerfrisst mich und lähmt mich vollständig. Meine Gedanken kreisen um den bevorstehenden Kampf. Zum ersten Mal muss ich ihn alleine bestreiten. Er heißt ich gegen mich selbst und ich weiß, dass ich ihn verlieren werde. Ich spüre eine Hand auf meiner Schulter, jemand setzt sich neben mich. Ich drehe meinen Kopf nach rechts. Meine Frau. Die Welt wird still. Wir sehen uns an. Ich halte ihre Hände, sie hält meine. Für einen Augenblick hält die Zeit an und es gibt keine Demenz und keinen Tod mehr. Keinen Kampf und keine Einsamkeit. Für einen Augenblick gibt es nur einen kleinen See, einen strahlenden Frühlingstag, eine Bank und sie und mich.



Luzie Corazza (2008)

DAS KLEID

Manche Menschen werden schon mit einem ernsten Gesicht geboren. Sie können nichts dafür und sie meinen es auch nicht böse, wenn sie vergessen auf der Straße zurück zu lächeln oder sich zu bedanken, wenn man ihnen im Café die Tür aufhält.

Das hatte ihre Mutter immer gesagt, wenn Hedi sich wieder einmal den Kopf darüber zerbrach, warum ihre ältere Schwester, trotz all ihrer Bemühungen, nichts mit ihr zu tun haben wollte. Über diese Menschen solle man sich nicht ärgern oder ihnen Vorwürfe machen. Vielmehr verdienten sie Mitgefühl dafür, dass sie die Welt nicht in all den schönen Farben erblicken könnten wie Hedi es könne und sie solle nie aufhören zu versuchen, es ihnen beizubringen. Aber vor allem, solle sie nie erlauben, dass sich die Grautöne der Anderen in ihren eigenen bunten Farbkasten mischten.

Obwohl Hedi bis heute noch nicht alles verstand, was ihre Mutter ihr zu erklären versucht hatte, bemühte sie sich noch immer ihrer Schwester Geduld und Verständnis entgegen zu bringen. Auch wenn das in Momenten wie diesen, in denen sie, ohne Hedi eines Blickes zu würdigen, geschweige denn sie zu fragen wie ihr Tag war, die Treppe hoch stieg und die Zimmertür hinter sich schloss, nicht leicht war.

Wenn Fiona sie nach ihrem Tag gefragt hätte, hätte Hedi gelogen.

Sie hätte ihr nicht davon erzählt, dass sie nachts, als ihre Albträume sie wieder einmal aus dem Schlaf gerissen hatten, ihren Vater in seinem Studierzimmer weinen hörte.

Sie hätte ihr auch nicht erzählt, dass die Lilien, die sie auf dem Grab ihrer Mutter gepflanzt hatte, durch den Regen der letzten Nacht fortgespült worden waren.

Stattdessen hätte sie ihr von dem Nachbarsjungen erzählt, zu dem Fiona immer über den Gartenzaun hinüber blickte.

Nein, die Wahrheit hätte sie ihr nicht erzählt. Und auch nicht von dem Mädchen, welches

sich heute auf der Straße an seinen Arm geschniegelt hatte.

Lügen ist falsch, das weiß jeder.

Doch vielleicht hätte Fiona sie dann wahrgenommen, hätte ihr zugehört.

Vielleicht hätte sie sogar gelächelt.

Und vielleicht wären sie dann gemeinsam die Treppe hochgegangen, hätten sich zusammen in Fionas Zimmer aufs Bett gesetzt und hätten geredet und gekichert wie früher, als sie noch kleine Mädchen in blauen Kleidern waren.

Vielleicht hätte ihr Vater sie aus seinem Studierzimmer gehört. Dann hätte er wie früher seine Arbeit beiseitegelegt und den Kopf ins Zimmer gesteckt, um nachzusehen, was so lustig war.

Doch spätestens als Hedi sich vorstellte wie dann auch ihre Mutter im Garten von dem Gemüsebeet aufblickte und nach oben zu dem geöffneten Fenster rief, was denn bei ihnen los sei, da wusste sie, dass das nie passieren würde.

Und so ging Hedi hinaus, zu dem vertrockneten Gemüsebeet ihrer Mutter und kniete sich auf die Erde, wie auch sie es immer getan hatte. Der Staub verdreckte ihr blaues Kleid.

Das wunderschöne Kleid.

Und dann, ohne dass sie versuchte sie aufzuhalten, rollte die erste Träne über ihre Wangen, tropfte von ihrem Kinn und versickerte schließlich in der grauen Erde.

Liebe ist keine Schwäche. Nur weil sie dich verletzlich macht, heißt es nicht, dass sie dich schwächt. Wer sich traut zu lieben und das Risiko eingeht verletzt zu werden, der ist mutig und wer mutig ist, der ist stark.

Das hatte ihre Mutter immer gesagt, wenn ihr Kopf zu zerbrechen drohte und ihre Gefühle Karussell fuhren.

Wüsste sie es nicht besser, so hätte Fiona ihre Mutter zu einer naiven Lügnerin erklärt. Zu jemandem, der noch nie geliebt hat und deshalb blumige Worte aneinanderreicht, mit der Hoffnung, dass sie dadurch wahr werden.

Doch sie wusste es besser, denn ihre Mutter hatte geliebt. Ihre Liebe hatte in allen Ecken des Hauses gesteckt. Das wusste Fiona, denn jetzt waren dort überall Löcher. Und diese Lö-

cher wurden immer größer. Deshalb machte es Fiona schon fast gar nichts mehr aus, als sie Jannes auf der Straße sah, fremde Lippen auf seiner Wange.

Vor ein paar Monaten hätte es ihr das Herz zertrümmert, aber man kann keine Vase zerbrechen, die schon längst in Scherben liegt.

Wüsste sie es also nicht besser, so würde sie nun schwach sein. Sie würde zu Jannes gehen und ihm ins Gesicht schlagen. Vielleicht würde sie auch einfach nur anfangen zu weinen.

Aber da sie es nun mal besser wusste, senkte sie lediglich den Blick und lief die letzten Meter bis zu der großen Eingangstür.

Früher hatten rechts und links große Blumentöpfe mit prächtigen Lilien gestanden. Jetzt hangelte sich Unkraut wie zwei spottende Girlanden von den Töpfen herab. Fiona wartete nur auf den Tag, an dem die beide Unkrautranken lang genug waren, um sich zu berühren. Sie hatte vor einiger Zeit beschlossen, dass das der Tag sein würde, an dem sie sie entfernte und mit ihnen die letzten trostlosen Überreste der Lilien. Sie würde es auch nur tun, damit Hedi nicht darüber stolperte, wenn sie mal wieder gedankenverloren durch die Gegend lief.

Hedi. Erst als sie schon auf halber Höhe der großen Treppe war, fiel Fiona auf, dass Hedi die ganze Zeit in der Eingangshalle gestanden und sie beobachtet hatte. Fiona war sie gar nicht aufgefallen. Lediglich das leise, traurige Seufzen, dass nun von ihr zu hören war, machte sie bemerkbar.

Fiona überlegte kurz, ob sie sich zu ihr umdrehen sollte, doch sie fürchtete den Anblick der sie dann erwarten würde.

Hedi war zwar noch immer ein zierliches Mädchen und sie trug auch immer noch ihre alten Kleider, doch in ihren großen Augen fehlte seit dem Vorfall ihr altbekanntes Funkeln. Obwohl Fiona es nicht wahr haben wollte, war Hedi ihr fremd geworden und sie wusste das es ihre Schuld war. Und jedes Mal wenn sie in ihre müden Augen blickte, wurde sie daran erinnert. An ihr Versagen als große Schwester und an ihre Selbstsüchtigkeit, die erst dazu führte, dass sie sich so entfremden konnten.

Niedergeschlagen, schloss Fiona die Tür hin-

ter sich und hoffte damit insgeheim die Gedanken an Hedi aussperren zu können. Doch spätestens als sie ihre Schranktür öffnete, um ihre Schuhe wegzustellen und ihr der leere Kleiderbügel ins Auge fiel, war die Hoffnung ihre Gefühle verdrängen zu können endgültig verloren.

Das verdammte Kleid.

Versprich mir, dass ich vor dir gehen darf.

Damals, als ihr Kopf auf seiner Brust lag, die Wiese um sie herum blühte und er ihr immer wieder mit den Fingern durch das seidige Haar fuhr, versprach er es ihr.

Aus heutiger Sicht hätte er diese Worte nicht so leichtfertig ausgesprochen. Er wäre selbstsüchtig gewesen. Er hätte versucht sie zu überzeugen, dass es wichtig war, dass er zuerst ging. Denn sie hätte es besser verkraftet als er es tat. Wahrscheinlich hätte auch sie sich nachts in den Schlaf geweint oder an manchen Tagen keinen Bissen herunter bekommen, doch sie hätte nie zugelassen, dass sich ihre Familie so entfremdete.

Nach außen hin war alles noch ganz. Er ging zur Arbeit, die Kinder gingen zu Schule und Sonntags saßen sie nebeneinander in der Kirche.

Doch hinter geschlossenen Türen waren sie allein. Gemeinsam in einem Haus, doch jeder in seiner eigenen Einsamkeit gefangen.

Tagsüber versuchte er seine Gedanken in einem Meer aus Arbeit zu ertränken.

Doch spätestens Nachts, wenn nicht mal mehr die ab und zu knarzende Treppe zu hören war, kamen sie zurück an die Oberfläche, holten tief Luft und schrien ihn dann an, bis er mit feuchten Augen eine Flasche Whiskey unter dem Bett hervor holte, um sie erneut zum Schweigen zu bringen.

Letzte Nacht war es so gewesen, genau wie die Nacht davor und die Nacht davor.

Früher hatte ihn die Vorstellung getröstet, dass sie ihn von oben herab beobachtete. Jetzt betete er dafür, dass sie sein Versagen nicht mit ansehen musste.

Er stand wie so häufig in seinem Schlafzimmer und sog alles auf was ihn an früher erinnerte.

An eine Zeit, als die Zimmer noch hell, das Haus noch laut und die Fenster noch offen waren.

Eine zuschlagende Zimmertür ließ ihn zusammenzucken.

Egal was sie damals gerade machten, wenn Fiona ihre Zimmertür auf diese Weise zu schlug, war seine Frau aufgestanden, hatte an ihre Tür geklopft und jedes Mal hatte Fiona sie herein gebeten. Dann hatte sie die Tür hinter sich geschlossen und nach einiger Zeit waren sie gemeinsam wieder herausgekommen, beide mit einem Lächeln im Gesicht.

Er hatte nie gewusst, über was die beiden in diesen Momenten sprachen, doch jetzt wünschte er, er hätte gefragt. Dann könnte er nun vielleicht an Fionas Tür klopfen und vielleicht würde er ihr dann auch ein Lächeln ins Gesicht zaubern können.

Doch er hatte nie gefragt und so würde Fionas Tür geschlossen bleiben.

Er merkte, wie die Luft um ihn herum dicht wurde. Der leichte Liliengeruch der noch immer an dem Zimmer haftete mischte sich mit dem beißenden Gestank von Alkohol.

Schnell riss er ein Fenster auf. Er durfte nicht zulassen, dass auch noch das letzte Stückchen ihrer lieblichen Präsenz von seinem ekelhaften Verhalten vertrieben wurde.

Die Abendsonne warf goldenes Licht in den Garten und passte somit nicht zu der trostlosen Szenerie des vertrockneten und verwucherten Gemüsebeets. Es war als wolle die Sonne ihn verspotten. Als würde man einer Ratte eine Perlenkette umlegen.

Zwischen den knorrigen Büschen und den struppigen Sträuchern lugte etwas blaues hervor. Hedi kniete, die zarten Hände in der Erde vergraben, in einem der Beete. Ihr Körper hob und senkte sich unruhig, als würde sie bitterlich weinen, doch sie machte keinen Laut.

So war es immer gewesen. Seine Frau hatte Hedi häufig mit einem Schmetterling verglichen. Sie hatte immer alles im Blick und wusste über alles Bescheid, doch gleichzeitig war sie so ruhig und subtil, dass es leicht war, sie zu übersehen. Es war beinahe unmöglich, Geheimnisse vor ihr zu haben und häufig be-

fürchtete er, dass Hedi genau wusste, was vor sich ging.

Sein Blick wanderte zurück zu ihrem Kleid. Es war dreckig und eigentlich schon ein bisschen zu klein. Das Gleiche, nur etwas größer, hing bei ihm im Kleiderschrank. Er hatte den beiden Mädchen die Kleider vor einigen Jahren von einer Geschäftsreise mitgebracht. Beim Spielen im Garten war Fiona eines Tages an einem Zweig hängen geblieben und es hatte ein großes Loch bekommen. Seine Frau hatte ihr versprochen, sie würde es flicken können. Sie hatte sich sogar schon einen passenden Stoff besorgt. Doch dazu war es nicht mehr gekommen. Das war das letzte Mal dass er die beiden im Garten spielen sah.

Er hätte zuerst gehen sollen.

Sie hätte das Kleid schon längst geflickt. Und mit ihm auch ihre Familie, ihr Zuhause und die Löcher in ihrer aller Herzen.

Das Kleid. Alles fing an mit diesem Kleid.

Und so nahm er ihren Nähkasten, der seit Monaten nicht mehr berührt worden war, und fing an sich das Flickern beizubringen.



JAMES

Ich sah es das erste Mal an einem Dienstag, es war ein gewöhnlicher Tag der fünftägigen Schulwoche und es regnete wie aus Eimern – so weit so gut. Das ungewöhnliche an diesem Dienstag war nicht das Wetter, oder der Bus, der wieder einmal zehn Minuten zu spät kam, nein, das waren zwar alles Dinge, die mich normalerweise missmutig gestimmt hätten, aber ungewöhnlich waren sie nicht.

Es war der Schatten, der auf seinen Augen lag. Das matte Dunkel, welches langsam, aber sicher seine Pupillen zu ertränken schien. Zuerst vermochte ich nicht, es zu sehen doch spätestens, als er mir mit diesen ausdruckslosen, toten Augen direkt ins Gesicht sah, erkannte ich es. „Bist du okay?“ Wisperte ich so leise, dass nur er es hören konnte.

„Ja.“ War die einsilbige Antwort auf meine Frage. Ich stellte ihm diese Frage noch ein paarmal an diesem Dienstag, immer bekam ich dieselbe Antwort, ja, er war okay, es ging ihm gut. Und so naiv, wie ich an diesem Tag war, glaubte ich es ihm.

Ich gebe mir allein die Schuld, dass es so beendet ist, ich hätte Verdacht schöpfen müssen, ich hätte besser nachhaken sollen, doch ich tat es nicht.

Denn Mittwoch war es der gleiche Schatten, diesmal schien er seine Augen schon komplett ertränkt zu haben und arbeitete sich weiter vor. Seine Haut war blasser, und der Schatten hatte Ringe unter seine Augen gezeichnet.

Donnerstag waren die Ringe unter seinen Augen dunkler und tiefer als Mittwoch, seine Lippen waren matt und rissig, er sah aus, als hätte er seit Jahrzehnten nicht geschlafen. Der Freitag gab seinem Erscheinungsbild den Rest, seine sowieso schon ertrunkenen Augen waren jetzt so lebloos, dass man sie für Murmeln hätte halten können, seine Hände waren trocken und aufgeplatzt, und seine Haare ungekämmt. Wieder einmal fragte ich ihn, „Bist du okay?“ Er reagierte nicht. Ich rüttelte ihn an der Schul-

ter, „James, hey, geht es dir gut?“ Ausdruckslos blickte er mich an, „Ja, ja ich bin okay.“

Ich suchte sein Gesicht nach einer klitzekleinen Spur von Emotion ab, doch ich fand nichts, nicht mal einen Funken. James' Augen waren ein gähnender Abgrund ohne ein je sichtbares Ende. Ein Abgrund, in den er selbst gefallen war, wie es schien.

James war immer ein besonderer Mensch gewesen, er war lustig und aufgeweckt, und er gab mir immer einen Grund zum Lachen, er war mein bester Freund.

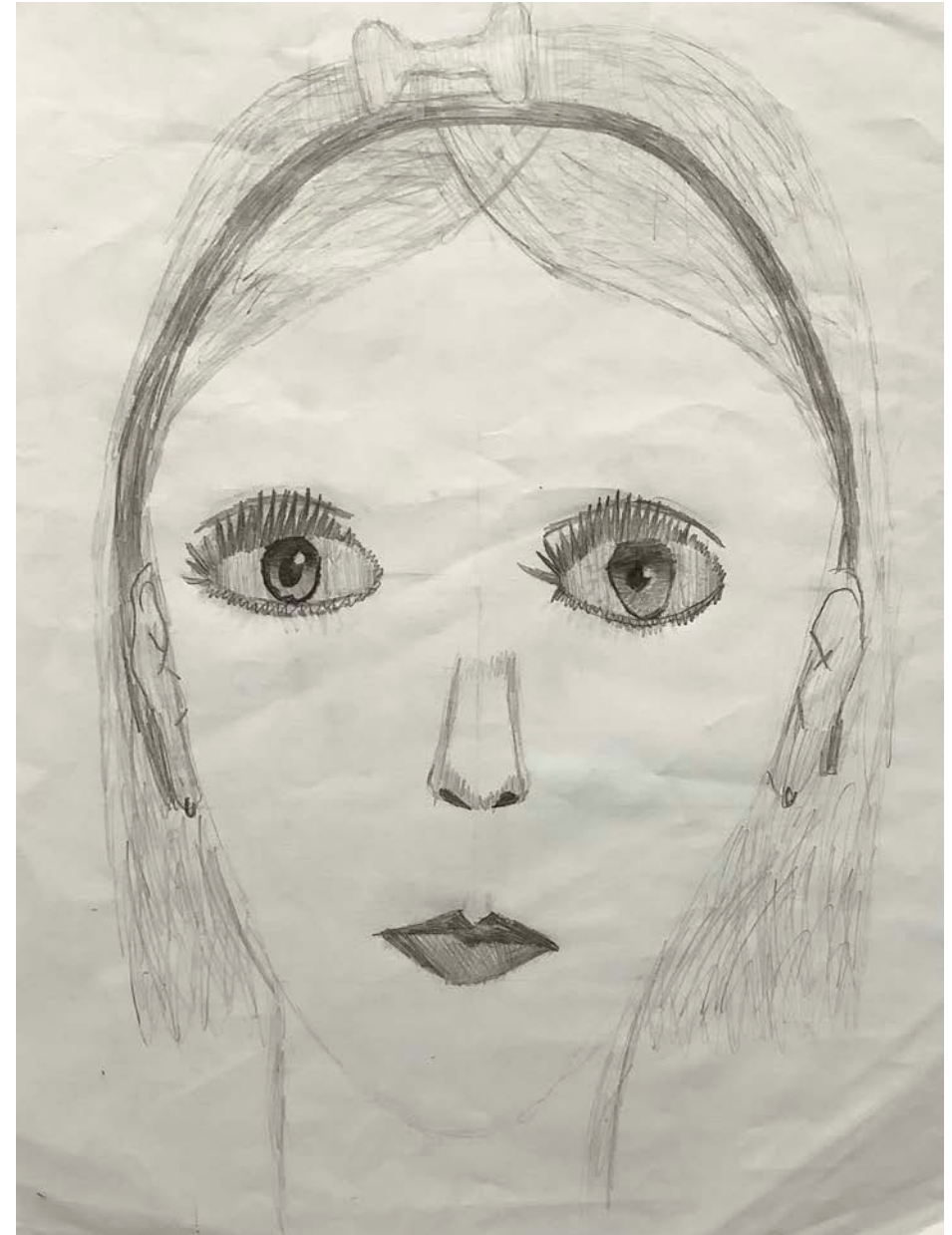
Als wir jünger waren, traf ich James auf dem Pausenhof in der Grundschule, ich muss damals um die sechs Jahre alt gewesen sein und war ganz allein, Freunde hatte ich keine. James war meine bessere Hälfte, er brachte mich zum Lächeln, wenn ich traurig war und gab mir sein halbes Pausenbrot, wenn ich meines vergessen hatte.

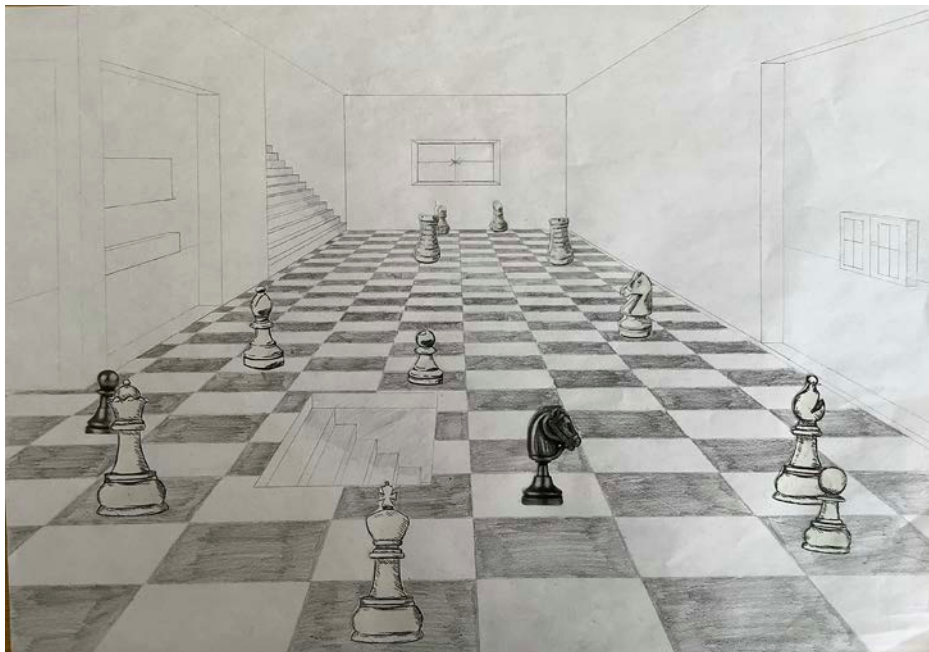
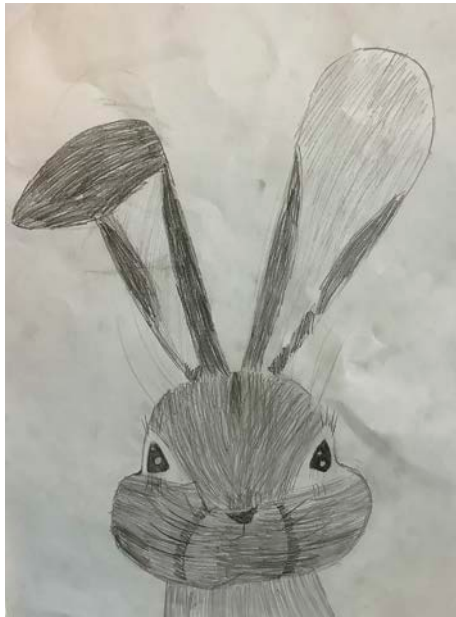
Ich liebte James über alles, und ich hätte mein Leben für ihn gegeben, wie dumm Menschen nur sein können.

Auf Freitag folgte der Samstag, welchen ich hauptsächlich damit verbrachte, mir meinen Kopf über das seltsame Verhalten meines besten Freundes zu zerbrechen, ich konnte einfach nicht zusehen, wie er immer mehr in Stücke zerfiel.

An jenem Samstag saß ich abends auf dem Sofa und schaute Nachrichten, der Reporter in dem kleinen schwarzen Kasten redete über Klimakatastrophen und Kriege, die überall auf der Welt nun größeren Einfluss zu nehmen schienen. So genau waren mir diese Dinge nie aufgefallen, und als ich an diesem Abend zu Bett ging, schien die Welt um mich herum etwas grauer geworden zu sein.

Nach Sonntag – welcher nicht wirklich nennenswert war, die Farben waren nur noch weiter verblasst – kam, wie jedes Mal der Montag, gegen den ich eine Art natürliche Abneigung hatte. Es ist nicht so, dass ich Montage an sich schrecklich fand, ich sah sie nur nicht wirklich als notwendig an. Nichts Gutes war mir jemals an einem Montag passiert, das kann ich voller Überzeugung sagen, und dieser Montag war nicht anders als die anderen. Nun, doch, er war





durchaus anders, jedoch nicht in einem guten Sinne.

Zuerst dachte ich, ich hätte ihn einfach übersehen, doch im Laufe des Tages wurde es mir langsam klar, James war nicht da. Na gut, könnte man sich da denken, vielleicht war er einfach krank, aber nicht nur, dass James nie krank war, nie in all den Jahren unserer Freundschaft, sondern er war auch Dienstag und Mittwoch nicht da.

Und aus den zwei merkwürdigen Tagen, an denen James fehlte, wurden zwei merkwürdige Wochen, an denen es von Tag zu Tag grauer um mich wurde. Aus zwei Wochen wurde ein Monat, jede der vier Wochen das Gleiche.

Montag.

Dienstag.

Mittwoch.

Donnerstag.

Freitag.

Samstag.

Sonntag.

Und nochmal der gleiche Irrsinn von vorne.

James fehlte. Er fehlte mir.

Nach besagtem Monat, voller Tortur und Bangen um meinen besten Freund, beschloss ich meine Lehrerin nach ihm zu fragen, es konnte nicht sein, dass niemand James' Verschwinden bemerkt hatte.

„Entschuldigung?“ Machte ich mich also nach der Stunde bei der vorne am Pult sitzenden Frau bemerkbar. Wohl etwas verwirrt, dass ich nach der Stunde noch im Klassenraum war, blickte sie auf. „Ja bitte?“ „Wissen sie etwas von James? Ist er krank? Soll ich ihm die Hausaufgaben vorbeibringen?“

Verwundert runzelte sie die Stirn, eine Mimik, die sie in den letzten Jahren wohl schon öfter gezeigt hatte, denn sie betonte die Falte, die sich dadurch besser bemerkbar machte, als es mir in den letzten zwei Jahren aufgefallen wäre. „James?“

Jetzt war ich die, die die Stirn runzelte, „ja, James. Mein Sitznachbar?“

Auf ihrem Gesicht zeichnete sich ein leicht angestrengtes Lächeln ab, „geh in die Pause.“

Meinte sie müde. Verwirrt und perplex ließ ich mich von ihr vor die Tür schieben, ich konnte es nicht fassen, was war gerade passiert?

An diesem Nachmittag saß ich lange auf meinem Bett und überlegte, was es mit dieser ganzen Sache auf sich hatte. Warum war niemandem sein Verschwinden aufgefallen? Oder war es aufgefallen und es redete einfach niemand darüber? Wenn ja, warum?

Ich fühlte Frustration in mir aufkommen, alles um mich herum lief schief, die Welt schien ihre Farbe zu verlieren, negative Ereignisse drängten sich in den Vordergrund meines Bewusstseins und mein bester Freund war verschwunden. Genau zu dem Zeitpunkt, an dem ich ihn am meisten gebraucht hätte, war er einfach weg.

Es vergingen zwei weitere quälend lange Wochen und schließlich stand mein sechzehnter Geburtstag vor der Tür, ein Dienstag. Ich denke niemand wird verwundert darüber sein, wenn ich sage, dass ich mich nicht sonderlich darauf freute. Es hatte nichts mit dem Alter zu tun, es war mein erster Geburtstag ohne James. James, welcher schon immer ein fester Bestandteil meines Lebens gewesen war, nun seit zehn Jahren. Aber er war nicht mehr da, weshalb mein Geburtstag einfach mit einem Wort beschrieben werden konnte: grau.

Es war ein langweiliger und bedrückender Tag und als ich schließlich nachmittags nach Hause kam, fühlte ich mich nur noch leer. Meine Eltern versuchten mich aufzuheitern, doch es brachte nichts. Ich hatte ihnen nicht von James' Verschwinden erzählt, sie wussten nichts.

Den gesamten Tag über hatte ich ein schleichendes Gefühl in meiner Brust mit mir herumgetragen, es war wie schwarze Tinte in meinem Herzen, welche sich Sekunde für Sekunde weiter ausbreitete und als ich nun am Abend meines sechzehnten Geburtstags allein vor meinem Spiegel saß und mein Abbild betrachtete, da hatte ich das Gefühl, es hätte mein Herz ertränkt.

Die Realität traf mich nicht wie ein Schlag, sie füllte meine Lungen langsam und qualvoll, wie, als wolle sie mir die Luft zum Atmen nehmen. Es war Punkt Mitternacht, als ich ersticke.

James war nicht mehr da, weil es ihn nicht mehr gab.

Es hatte ihn nie gegeben.

Er existierte einzig und allein in meiner Fantasie und Imagination. Er verschwand fast zwei Monate vor meinem sechzehnten Geburtstag, da es uns nie zehn Jahre lang geben sollte. Er war da gewesen, um das Kind zu beschützen, welches ich vor einem Tag noch war.

Vielleicht ist das so, wenn man erwachsen wird, vielleicht soll man weniger Freude empfinden und vielleicht wird einem dann auch zugetraut, Dinge allein zu tun. Ich konnte in diesem Moment allerdings von mir sagen, dass ich mich absolut nicht in der Lage dazu fühlte, Dinge allein zu tun.

James war da gewesen, damit ich nicht allein war, er sollte dazu dienen, dass ich mich nicht einsam fühlte. In diesem Moment wurde mir klar, dass erwachsen werden vielleicht auch bedeutete, etwas einsamer zu werden.

Zwei Monate nach der Realisierung, dass ich jetzt ohne James auskommen musste, sehe ich die Welt nichtmehr als ganz so grausam an, wie ich es in der Nacht vor dem Spiegel tat, noch immer grausam, doch nichtmehr ganz so schlimm. Ich habe sogar ein paar Freunde gefunden, seit ich nichtmehr auf ihn warte und ich finde mich langsam damit ab, dass wir alle wohl ein bisschen einsam sind.

Doch ab und zu, da besucht James mich in meinen Träumen und dann sind wir gemeinsam einsam.

Emily Pautz (2008)

WORTGEBUNDEN

Die 256 Male davor

Piep-piep-piep-piep! Piep-piep-piep-piep!
Piep-piep –

23:25 Uhr. Ich starre in die Dunkelheit und warte. Auf Schlüssel-Klicken. Auf Tür-Einrasten. Auf den dumpfen Klang seiner Tasche

auf Parkett. Erst Stiefel eins, dann Stiefel zwei. Sechs leise Schritte bis zur Tür. Die Klinke klickt nach unten. Ich kneife die Augen zu, kuschle mich tiefer ins Kissen und versuche gleichmäßig zu atmen. Zwei leise Schritte bis zum Stuhl am Fenster. Gürtel-Klicken, Stoffrascheln, manchmal leises Fluchen. Er macht das Licht nie an. Er will mich nicht wecken. Er würde mich nicht wecken. Aber ich will wach sein. Für den kalten Luftzug auf meiner Haut, bevor er unter die Decke schlüpft. Er zieht mich nah an sich heran, seine Lippen dicht an meinem Ohr. „Ich bin zu Hause. Gute Nacht und schlaf gut weiter. Ich liebe dich.“ Ein Kuss auf die Wange. Dann Ruhe. Scheinbarer Frieden. Ich will in seinen Wattewolken versinken. Sie locken mich. Ich könnte auf ihnen davon schweben. Auf fremden Schultern getragen den Himmel erkunden. Ich könnte. Schuld lässt mich am Boden. Und Gier. Ich will nicht fliegen, wenn er fort ist, wenn ich lande. Ich will auf dem Boden bleiben, wenn ich dann nicht alleine sein muss. Nur ganz kurz. Dafür bleibe ich gerne ein Erdling, mit unerfüllten Träumen von Wasser und Wind. Tosende Träume. Irgendwann reißen sie mich doch fort.

In manchen Nächten gibt es kein Stoffrascheln. Dann brennen meine Augen so leicht wie das Öl, dessen Duft noch in seiner Kleidung hängt. Nach solchen Nächten wechsele ich immer das Bettzeug. Obwohl mir der Geruch von Benzin und Schmiere seltsamerweise gefällt. Vielleicht sind meine Augen deshalb so entzündlich. Hoffentlich. Sonst weine ich, weil er für mich jeden Tag bis zur Erschöpfung fährt und mit schwarzberingten Augen lacht, er sei nicht müde, wenn er bei mir sei. Auf jeden Fall weine ich irgendwann nur noch, weil ich weine. Weil seine Opfer trotzdem nicht genug für mich sind.

Tränen trocknen klar, aber sie hinterlassen Kratzspuren. Die nur die Waschmaschine wieder rausbekommt. Und natürlich seine Zettel.

Heute Morgen

Kaltes Parkett unter meinen Füßen. Kalter





Schweiß unter meinem Nachthemd. Kaltes Wasser auf meiner Haut. Kalte Leere in meiner Brust.

Wärmere Socken unter meinen Sohlen. Wärmerer Stoff unter triefenden Haaren. Wärmere Kaffeebecher zwischen meinen Fingern. Warmer Anblick auf dem Küchentisch.

Er lächelt mich schon den ganzen Morgen an. Ein Farbleck auf hellem Plastik-Holz. Heute ist der Zettel rot.

Guten Morgen. Gut geschlafen? Ich freue mich SO dich Samstag zu sehen. Ich hab dich lieb! Darunter ein kleines Herz. Es ist schief. Es ist kaum zu erkennen. Er war spät dran. Aber er hat an mich gedacht. Wie jeden Morgen.

Warmer Kaffee an meinem Gaumen. Warmes Lächeln auf meinen Lippen. Warmes Gefühl in meiner Brust. Ich nehme den Zettel mit an den Schreibtisch. Er darf in die Schublade zu den 255 anderen Farbschnipseln. Mein Schubladenkonfetti. Mein Grund zum Lächeln.

Heute Nacht

Piep-piep-piep-piep! Piep-piep-piep-piep!
Piep-piep –

Dunkelheit. Rasender Puls. Atmen. Warten. Dunkelheit. Schlüssel-Klicken. Tür-Einrasten. Der dumpfe Klang seiner Tasche auf Parkett. Stiefel eins. Stiefel zwei. Schritt eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Klick. Ich kneife die Augen zu und kuschle mich tiefer ins Kissen. Einatmen. Ausatmen. Einatmen. Schritt eins. Schritt zwei. Gürtel-Klicken. Stoffrascheln. Er ist ruhig heute. Heute war ein guter Tag. Nicht zu müde. Nicht zu ungerecht. Nicht zu schuldig. Leichtes Gefühl in meiner Brust. Leichter Luftzug auf meiner Haut. Unglaubliche Vorfreude. Und dann.

Falle.

Ich.

In unglaubliche Leere. Unglaubliche Kälte. Unglaubliche Verwirrung. Keine warme Berührung. Keine warmen Worte. Keine warmen Wolken. Nur ruhiger Atem neben mir. Ein Heben und Senken. Ebbe und Flut. Eiskaltes Meer. Eiskalte Erkenntnis. Eiskalte Stimme. „Ich bin zu Hause“, sagt sie, gelobt sie. La-

chend. Verachtend.

„Gute Nacht und schlaf gut weiter.“ Hämisch. Zynisch.

„Ich liebe dich.“ Wirklich?

„Ich liebe dich.“ Nicht!

Ich liebe dich wirklich nicht.

Wasser. Ich brauche Wasser. Dabei bin ich im Wasser. Umgeben von Kälte. Umgeben von nichts. Oder bin ich Wasser? Ruhig an der Oberfläche. Ein Sturm im Inneren. Missverstanden. Ungesehen. Fremd. Einsam. Nur noch ich. Kein Wir. Nur ich, ich, ich. Egoistisch. Ich-Zentriert. Ich habe meinen Willen ausgesät. Jetzt ernte ich meinen Sturm. Allein.

Danach

Samstags schläft er immer bis eins. Ich stehe früh auf, zum Schreiben. Mein Roman wartet. Heute vergeblich. Heute schreibe ich über mich. Über uns. Und irgendwann schreibe ich gar nicht mehr. Irgendwann fange ich an zu weinen. Irgendwann zähle ich Schubladenkonfetti: 260 Wochentage allein. Irgendwann schaue ich durch unsere sonntäglichen Fotos. Einmal waren wir auf dem Weihnachtsmarkt. Einmal waren wir im Museum. Einmal waren wir am See. Dreiundzwanzig Mal standen wir in unserer Küche. Fünfundzwanzig Mal sind wir nicht aus dem Bett gekommen. Aber es war einundfünfzig Mal unser Sonntag. Jetzt frage ich mich, ob wir morgen ein Foto machen. Oder ob es der erste Sonntag ohne Foto wird. Wie es gestern die erste Nacht ohne „Gute Nacht“ war. Ich weiß immer noch nicht was ich sagen soll. Ob ich etwas sagen soll. Wenn ich ihm sage, dass ich seit einem Jahr unter der Woche nicht durchschlafe wegen ihm, wird er sich Sorgen um mich machen. Schlimmer noch, er wird sich hintergangen fühlen. Belogen. Er wird vielleicht unter der Woche nicht mehr nach Hause kommen. „Besser für mich, besser für dich, besser für uns“, wird er sagen. „Dann muss ich Samstags auch nicht so lange schlafen.“ Dann muss ich jede Nacht frieren. Ist es mir das wert? Nur um zu wissen was gestern los war? Um ihm zu sagen, dass ich etwas vermisste, von dem er nicht weiß, dass ich es



kenne? Nein. Es war bestimmt nur ein Versen. Montag ist alles wieder wie immer. Und morgen machen wir Foto Nummer Zweiundfünfzig.

Wir machen das Foto vor unserer dreckigen Küchenzeile. Er hat sein Handy am Ohr. Irgendwer hat Geburtstag. Eigentlich wollten wir hinfahren. Er hatte zu tun. Nur ich habe ans Fotomachen gedacht. Es wird optisch zwischen den anderen untergehen. Dabei schallt seine Botschaft lauter als –

Piep-piep-piep-piep! Ich lege es in die Schublade zu den anderen. Kein Schubladenkonfetti. Buntglas-Hoffnungssplitter. Piep-piep-piep-piep! Piep-piep –

Heute liege ich ruhig. Meine Gedanken flüstern nur. Als der Schlüssel klickt. Als er reinkommt. Als ein kalter Luftzug meinen nackten Arm auf der Decke streicht. Als ich warme Haut an meinem Rücken spüre. Als ich ausatmen will. Die Wärme zulassen. Gleich. Gleich! Jetzt! Warum sagt er mir nicht, dass alles gut ist? Warum bleibt meine Wange kalt? Warum ist es so still? So furchtbar still! Warmer Atem streicht meinen Nacken. Aber er berührt mich nicht wirklich. Er hat es nicht gesagt. Meine Schultern beben. Meine Augen brennen. Meine Lungen erfrieren. Ich rolle mich zu einer kleinen Kugel zusammen. Eine kleine Kugel kann man vergessen. Übersehen. Es gibt viele kleine Kugeln. Ich dachte, ich wäre keine. Ich dachte, ich wäre größer. Aber dann dachte ich vieles.

Heute Nacht weine ich laut. Ich will, dass er aufwacht. Ich will, dass er fragt, was los ist. Ich will, dass wir streiten und brennen und wenn wir verbrennen, dann weiß ich wenigstens, dass ich Asche bin. Aber ich will auch morgen früh aufstehen und Zettel 261 finden. Ich will nicht wissen, warum er mir nicht mehr gute Nacht sagt. Weil ich hoffen will, dass es uns noch gibt. Oder weil ich so tun will, als gäbe es uns noch.

Feuchte Socken unter meinen Sohlen. Klebriger Stoff unter triefenden Haaren. Viel zu hei-

ßer Kaffeebecher zwischen meinen Fingern. Und ein Zettel auf dem Küchentisch.

Er verspottet mich schon den ganzen Morgen. Ich muss ihn nicht lesen um zu wissen, dass darauf in unsichtbarer Tinte steht:

Du hast viel für mich bezahlt. Vielleicht mehr als ich wert bin. Bist du jetzt glücklich?

Heute ist der Zettel blau. Meine Hand zittert, als ich ihn vom Plastik löse.

Guten Morgen. Gut geschlafen? Das Wochenende war mal wieder viel zu kurz. Diese Woche machen wir wieder mehr zusammen. Ich hab dich lieb!

Das Herz in der Ecke ist fast symmetrisch. Eine schöne Lüge. Eine zugedeckte Hoffnung, dass es stimmt.

Piep-piep-piep-piep! Piep-piep –

Warten.

Wünschen.

Weinen.

Kaltes Wasser.

Finden.

Freuen.

Flüstern.

Piep-piep –

Worte

werden

Wunden.

Schublade zu.

Kalte Luft

Keine Worte

Kostbare Narben

Irgendwann vergesse ich, warum ich noch den Wecker stelle. Und Zettel 365 finden will. Irgendwann gibt es keine Hoffnungsplitter mehr. Irgendwann treibt er fort und lässt mich und meinen Traum vom Fliegen zurück. Weil wir gemeinsam einsamer sind als allein.

Truc Tien Le (2012)

EINE BITTE AN VERTRAUTE

Kinder, Kinder
Freunde von meiner,
hört mir zu und schaut mir in die Augen
ob wir lachen, tanzen oder uns vergessen,
bleibt mir nah, bleibt mir nah!

Freunde, Freunde
hört ihr meinen Ruf?
in mir tobt ein Sturm!
Liebt mich, denn Lob allein ist nicht genug!
bleibt mir nah, bleibt mir nah!



Theresa Zachäus (2008)

BLUMENGARTEN

Und da saß sie nun. An dem gleichen Tisch, wie am Vortag, mit dem gleichen, sogar demselben Essen wie am Vortag, an dem gleichen Platz, wie am Vortag. Sie war müde. Aber nicht die Art müde, die man war, wenn man Stunden gearbeitet hatte, – es war sowieso ein Samstag und an Samstagen arbeitete sie nicht, sondern nur er – sie war müde vom Nichtstun. Von dem ständigen Gefühl der nicht endenden Routine, ohne kleinste Veränderungen oder Ausbrecher. Sie wartete sehnlichst auf etwas Großes. Etwas Bestimmtes. *Etwas eben*, sagte sie sich immer wieder.

Morgens stand sie, egal ob Samstag, egal ob Sonntag, egal ob irgendein anderer Tag in der Woche um Punkt viertel vor sechs auf. Sie wusch sich, kämmte ihr braunen langen Haare, sie putzte ihre perfekten Zähne und sie stellte die Seife und die Zahnpasta genau an den gleichen Platz zurück, genau neben seinen. Sie aß zwei Stücke Brot, nahm jedes Mal einen Wurstaufstrich, den sie eigentlich nur für ihn kaufte und fragte sich dabei jeden Morgen, wieso sie den Wunsch, vegetarisch zu werden, aufgegeben und nicht mehr verfolgt hatte. *Für ihn*, sagte sie dann zu sich selbst. Sie wusch das Geschirr ab, betrachtete dabei den verwelkten Blumenstrauß – welcher seit vier Wochen an derselben Stelle stand und darauf wartete endlich entsorgt zu werden – und stellte es an genau die gleiche Stelle im Schrank, welcher noch vor Kurzem ihrer verstorbenen Großmutter gehört hatte.

Bis vor einem halben Jahr befand sich an dieser Stelle ein Schrank, den er ausgesucht hatte. Sie hatte sich nicht beschwert, auch wenn sie ihn eigentlich ganz abscheulich fand. Aber so war das nun mal. *In einer Ehe hat Egoismus keinen Platz*, sagte sie sich dann jedes Mal, wenn sie das gewaschene Geschirr um halb sieben in den alten vererbten Schrank stellte. Und es half. Sie lernte, es zu genießen mit dieser Routine zu leben. Sie bestand aus einer Routine. Einer Routine aus geübten Abfolgen, in

Perfektion durchgeführt. Denn so war das nun mal. Und wenn sie ehrlich war, war die Angst aus dieser Routine auszubrechen, einer Abfolge, die ihr Halt und eine klare Struktur gab, wie bei einer Komposition – nur mit etwas mehr Kreativität anstatt Monotonie – viel größer als die Sehnsucht nach dem Etwas, von dem sie nachts heimlich, unter dem Schutz ihrer weißen Bettdecke träumte, wo all die Perfektion keinen Platz fand.

Sie erzählte ihm oft von ihrem Garten der Träume. Dort blühten hunderte von verschiedenen Blumenarten, wenn nicht sogar tausende. Doch der Unterschied zu ihrem Leben war, dass sie selbst auch eine Blume war. Eine stolze, tiefrote Rose, mit festen langen Stacheln. Aber zu ihrem Erstaunen verletzten die Stacheln andere Wesen nicht. Im Gegenteil, die Wesen umarmten die stolze, tiefrote Rose, die Stacheln wölbten sich um die Wesen, wie ganz viele kleine dankbare Arme, gerettet aus der Not des Bedürfnisses Liebe. Die Blumen freuten sich an ihrer Existenz, sie nahmen sie war, trotz der Menge, die sie umgab. Wenn sie ihm genau davon erzählte, schüttelte er nur den Kopf, bedauerte ihre verwirrten Gedanken und rat ihr jedes Mal keine Schlaftabletten zu nutzen. In ihrem Garten, außerhalb der Gedankenwelt, in der Realität hätte ihr schon eine Art von Blumen gereicht, selbst wenn es diese schrecklichen Hortensien waren – die einzigen Blumen die er ihr je schenkte –, aber er mochte lieber Büsche und Sträucher. So war das nun mal.

Wenn sie also aus der einzigen Gedankenrede, die sie sich am Tag erlaubte, wieder hervorbrach, fing sie an die Wäsche aufzuhängen und je nach Anlass eines seiner Hemden zu bügeln. Normalerweise wäre dies die Zeit gewesen, um zu ihrer Arbeit auszubrechen, ein Job, den er ihr besorgt hatte, doch *es war ja Samstag*. Also wartete sie. Sie wartete auf das Etwas, so wie jeden Morgen. Und während sie da so saß, an dem Tisch, ein unberührtes Kreuzworträtsel vom Vortag neben ihr liegend, fragte sie sich das erste Mal wirklich, was dieses Etwas, worauf sie wartete, eigentlich war. War es eine

neue Abfolge in ihrer täglichen Routine oder doch eher ein Blitz an Ideen? Oder vielleicht war es auch nichts davon und sie dachte einfach zu viel nach. Aber so war das vielleicht nun mal. Manchmal spielte einem das Gehirn Streiche, lies kleine Aussetzer zu, um... *Ja wofür überhaupt?*, fragte sie sich. Sie betrachtete das Kreuzworträtsel. Plötzlich wurde ihr klar, dass sie etwas vergessen hatte. Einen Schritt in ihrer Abfolge hatte sie einfach so vergessen. Denn an der Stelle, wo sie über dieses große Etwas und den Garten ihrer Träume, und ausnahmsweise über sich selbst anstatt über *ihn* grübelte, hätte sie normalerweise sein Kreuzworträtsel – welches meistens noch ziemlich leer war – mit ihrem manchmal überraschend und erstaunlich überragenden Wissen zu Ende ausgefüllt. Er nannte die beiden immer eine Ergänzung von zwei Elementen. Dass die beiden sich gemeinsam erfüllten. Sie nannte es eher eine *Abhängigkeit*. Doch nun brach sie einfach so unbewusst aus ihrer Routine aus. Unbewusst, dachte sie. War es wirklich so einfach? Etwas zu tun, was nicht nur ihm galt, etwas, das nicht nur seine Erwartungen, Träume und Ziele erfüllte? Etwas, was nicht nur darauf hinausführte, dass er sich weniger einsam fühlte, sie sich selbst dafür aber doppelt so viel? *Gemeinsam schaffen wir alles meine Liebste*, hallte es in ihrem Kopf. Während alles, was die beiden taten, für ihn, den großen Geschäftsmann, immer etwas Schönes, etwas Gemeinsames war, war es für sie, die kleine Sekretärin immer nur eine Pflicht, etwas Einsames. *Eine gemeinsame Einsamkeit*, nannte sie es immer wieder. Die Ehe, das war es. Nicht in ihrem Traumgarten, nicht in ihren Büchern, aber ganz in der Realität. Wenn man sich erlaubte, über den Horizont der Alltäglichkeit zu blicken, sah man die dunklen Wolken schon vor dem Gewitter im Himmel tanzen. Mittlerweile waren sie jedoch so weit in Richtung Ufer geschwebt, dass sie genau über ihr waren. Und sie merkte es nun. Das Gewitter begann, es donnerte, blitzte und regnete, alles auf einmal. Die Tropfen füllten ihre Augen, rollten ihre Wimpern hinunter, berührten zärtlich ihre Wangen. So war das nicht nun mal. *So kann das gar nicht sein, dafür kann ich, dafür können*

wir nicht geschaffen sein. Dass jeder Tag derselbe war, nur mit einer neuen Falte im Gesicht. Dass man immer nur dieselben belanglosen Worte wechselte, wie auswendig gelernt, wie eine programmierte Festplatte, die das tat, was sie immer tat, wozu sie eben programmiert wurde. Doch die Festplatte war nun durchgebrannt und sie erkannte, wie einsam sie all die Jahre wirklich gewesen war. Wie alles, was sie tat, was sie dachte nur für ihn war. Wer war sie *ohne* ihn? Wer war sie, wenn sie nicht seine Luft atmete, seine Gedanken aussprach, seinen Lieblingswein trank, seine Freunde traf, *sein* war? Sie stand auf und verzichtete darauf, den Stuhl an die gleiche, perfekte Stelle zu stellen. Sie verzichtete darauf, in der nächsten halben Stunde sein Lieblingsessen zu kochen, und sie verzichtete darauf, seinen neuen Anzug aus der Reinigung zu holen. Stattdessen ging sie ins Badezimmer und schaltete das warm-gelbe Licht ein. Sie atmete dreimal tief ein und aus, schloss die Augen und wiederholte dies so lange, bis

sie sich in ihrem Garten befand, umgeben von hunderten Blumen, *ihren* Blumen, den Blumen, die sie liebten und nichts dafür als Gegenleistung verlangten. Sie öffnete die Augen und betrachtete sich im Spiegel. Sie streichelte über ihre Wangen, ihre glatten Haare, ihren Hals, ihren Oberkörper. Dann legte sie ihre rechte Hand auf ihre Brust und fühlte. Sie fühlte einfach nur ihren Herzschlag, bis sie das Gefühl hatte ihn hören zu können. Bis sie eins mit ihm wurde. *Ein berauschendes Gefühl*, dachte sie. Sie guckte in ihre grünen glänzenden Augen, bemerkte kleinste braune Linien in ihrer Iris. Sie beobachtete, wie sich ihre Pupillen weiteten und wieder verkleinerten, immer wenn sie sich nach vorne und nach hinten lehnte. Sie schaute zu ihren grauen Strähnen, ihrem grauen Haaransatz, ihren ausgeprägten Fältchen auf ihrer Stirn und ihren kleinen Muttermalen unter ihrem linken Auge. Sie lächelte. *Hallo Loraine*, flüsterte sie.



Kategorie: dramatisch

Finja Lasdorf (2013)

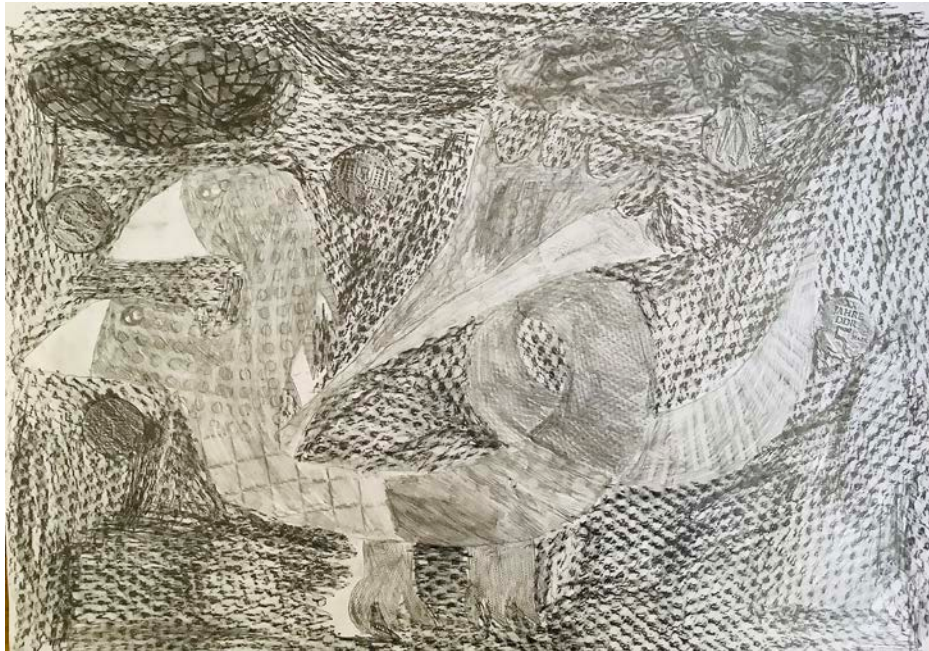
DRAMATISCH-NORMAL

Hallo, ich bin Lilly. Ich bin gerade sehr durcheinander. Aber alles von Anfang an. Heute bin ich in die Schule gegangen, alles war wie immer, erst eine Doppelstunde Sport. Sport finde ich immer super, denn ich liebe Sport. Danach wurde es zwar langweilig, da eine Doppelstunde Mathe anstand. Nicht nur langweilig, weil es Mathe ist, sondern zusätzlich langweilig, weil wir einen Einschlaflehrer haben. So nennt ihn die Klasse, da es bei ihm schwierig ist die Augen aufzulassen, denn er redet so einschläfernd. Aber ich möchte jetzt nicht von dem Thema abschweifen. In den letzten beiden Stunden Deutsch; in diesen Stunden ist das Entscheidende passiert über das ich erzählen muss. Wir nehmen gerade das Thema Wortarten im Unterricht durch und heute waren Adjektive, „was tut man?“, an der Reihe. Nein, Quatsch, bin ich durcheinander, jetzt habe ich sogar schon Adjektive mit Verben verwechselt, ich meine natürlich „wie ist etwas?“. Jeder aus meiner Klasse musste aus einem Beutel einen Zettel ziehen. Auf diesem stand jeweils ein Adjektiv zu dem wir eine Präsentation vorbereiten sollen. Die Präsentationsart können wir frei wählen: ein Plakat, ein Lied, eine Geschichte, ein Podcast, eine Computerpräsentation, ein Bild, eine modellierte Figur oder ein Tanz. Alles was uns dazu einfällt. Ich habe das Wort „dramatisch“ gezogen. Ausgerechnet ich und „dramatisch“, dabei bin immer so fröhlich. Was habe ich denn falsch gemacht?!? Was hat es für einen Sinn? Wieso kann ich kein schönes Adjektiv erhalten, wie „wunderbar“ oder „schön“. Alles im Leben hat doch einen Sinn oder nicht? Warum muss ich nur dieses Adjektiv erhalten. Tausend Fragen und tausend Antworten. Nein, tausend Fragen und Null Antworten. Egal jetzt, passiert ist passiert und ich muss das Beste daraus machen. Welche Präsentation nehme ich? Wieder eine Frage.

Dieses Mal habe ich jedoch eine Antwort. Einfach ein normales Plakat. Aber ich bin nicht normal, deshalb etwas originelleres. Wie wäre es mit einer Boombox, diese schwarzen Boxen. Wenn man den Deckel von so einer Box abnimmt, dann klappt alles auseinander. Aber nein, das ist zu aufwändig und so viel Zeit habe ich nicht. Ein Bild: zu langweilig. Ein Lied: ich kann nicht singen. Eine Modellfigur: ich habe keine Modelliermasse zu Hause. Was kann ich bloß nehmen?!? Ich drehe noch durch. Einen Podcast: aber was soll ich denn nur zu dem Thema sagen? Ich hab's. Ich bin doch in der Theater AG und ich habe Schauspielunterricht, da ich später gerne eine Schauspielerin werden möchte. Ich liebe das Schauspielen. Meine Schauspiellehrerin sagt immer, dass wir die Rolle mit Leidenschaft spielen müssen, damit sich das Drama entfalten kann. Außerdem sagt sie immer: „Dramatisch zu sein, ist das A und O einer jeden Schauspielerin.“ Wow, mein persönliches Ich, aber ich weiß immer noch nicht, wie ich das Adjektiv gut präsentieren soll. Oder weiß ich es doch schon? Mal wieder eine Frage doch dieses Mal habe ich eine Antwort. Schließlich soll man auch immer alle Dinge, die man nicht so gern mag, auch mit Dingen vereinen, die man mag und gerne macht. Meine große Leidenschaft ist Theater. Ins Theater gehen und ebenfalls selber schauspielern. Ich habe es jetzt endlich! Ich weiß, was ich machen kann. Ich weiß nur nicht, ob es nicht zu peinlich wird, wenn ich vor der ganzen Klasse „dramatisch“ schauspielere. Nein, ich kann das nicht machen. Ich wäre das Gespött der ganzen Klasse. Nicht nur vor der Klasse, nein vor der ganzen Schule. Das tue ich mir nicht an.

Aber warum mache ich mich nur so verrückt? Wir werden es eh nicht schaffen von allen 30 Kindern die Präsentationen zu hören und zu sehen. Ich setze mich einfach nach ganz hinten in den Klassenraum und drücke mir die Daumen, dass ich nicht drankommen werde. Ganz einfach! Ich muss nun schlafen.

Am nächsten Morgen wacht Lilly auf. Sie hat sehr schlecht geschlafen. Die ganze Nacht hat



sie von Zombies geträumt, diese sahen so aus, wie ihre Deutschlehrerin. Doch das Schlimmste in dem Traum war, dass sie alle T-Shirts mit der Aufschrift „I love dramatisch. But I hate Lilly“ trugen. Sie haben alle in einem Theater wild getanzt. Lilly wachte schweißgebadet auf. Ihr gesamter Rücken war klitschnass und ihre Haare total verklebt, sie hatte tiefe und dunkle Ringe unter den Augen. Nur leider hat sie nicht viel Zeit, um sich umzuziehen, denn sie hat den Wecker auf 6 Uhr abends anstatt 6 Uhr morgens gestellt. Aus diesem Grund hat der Wecker leider nicht geklingelt und sie ist lediglich von dem all morgendlichen Gebell des Nachbarhundes wach geworden. Sie hat verschlafen. Lediglich für eine kurze Katzenwäsche, überschminken der Augenringe und einem schnellen Haare kämmen hat die Zeit gerade noch gereicht. Mehr Zeit hat sie nicht. Noch mit offenen Schuhen und wehender Jacke läuft sie aus dem Haus und bekommt gerade noch den Bus. Da hat sie noch Glück gehabt, aber diese Glückssträhne hält nicht lange an. In Deutsch ist das Glück nicht mehr auf ihrer Seite. Die Klasse hat schon viele gute Präsentationen gehört. Doch die Unterrichtsstunde ist noch nicht zu ende. Die Lehrerin sagt: „Na, wer war noch nicht und möchte auch noch vorstellen? Denkt daran, dass das Präsentieren eine gute Möglichkeit ist Eure sonst eher schwachen mündlichen Noten aufzubessern.“ Sie schaut durch die Klasse, doch niemand meldet sich. „So, dann suche ich eben noch jemanden aus,“ sagt die Lehrerin nach einer kleinen Pause. Lilly drückt sich selber die Daumen und denkt: bitte nicht ich, bitte nicht ich.

Wie schon gesagt, hat sie das Glück vom Morgen verlassen und Lilly hört die Lehrerin sagen: „Hmm Lilly, wie wäre es denn mit Dir? Deine mündliche Beteiligung ist nicht besonders gut, zeig uns doch bitte mal was du vorbereitet hast.“ „Ähhh ich?“, fragt Lilly. „Ja, Du oder hast Du etwa nichts gemacht?“ „Doch, doch, natürlich“, antwortet Lilly schnell. Ihr läuft es abwechselnd heiß und kalt den Rücken herunter. Was soll sie denn jetzt bloß tun?

Schweißperlen steigen ihr auf die Stirn. Ihr Herz klopft ihr bis zu dem Hals und die Klasse wird schon unruhig. Ihre Sitznachbarin spricht sie an: „hast Du etwa nichts vorbereitet?“ Lilly wird rot und ihr ist auf einmal richtig übel. Wie kommt sie aus dieser Situation nur heraus? Soll sie einfach von dem Stuhl fallen oder schreien hinausrennen? Sie entscheidet sich in einer winzigen Sekunde bereits dagegen, da sie dies zu peinlich findet. Ihr bleibt nur eine Möglichkeit. Sie geht mit zitternden Knien nach vorne an die Tafel. Erst bekommt sie keinen Ton heraus. Doch dann denkt sie an ihre Schauspiellehrerin. Sie stellt sich vor, dass ihre Familie in der ersten Reihe der Klasse sitzt und dass sie nun vor ihnen spielt. Das ist eine gute Idee. Sie spielt ihr Stück wie eine Profischauspielerin. Jeder aus der Klasse hört ihr zu. Sie hängen förmlich an ihren Lippen. Manchmal schreit sie in ihrem Theaterstück auf und manchmal flüstert sie. Am Ende machen alle mit. Die ganze Klasse hat viel Spaß daran ein und denselben Satz in verschiedenen Stimmungen zu sagen. Niemand lacht Lilly aus. In diesem Moment ist Lilly froh darüber, dass sie das Adjektiv „dramatisch“ gezogen hat.

Am Abend zu Hause denkt Lilly noch einmal über alles nach. Warum habe ich mich nur am Anfang so angestellt? Mir ist aufgefallen, dass „dramatisch“ ganz vielfältig sein kann. Das ist nicht nur bei „dramatisch“, sondern bei vielen Dingen auf der Welt genauso. Wieso hatte ich nur so eine Angst und so Vorurteile dem Adjektiv gegenüber? Das Wort „dramatisch“ bedeutet ja eigentlich nur so viel wie „aufregend und spannungsreich“. Das bin ich doch auch. Mein Leben ist fast jeden Tag „dramatisch“. Ich bin also nicht nur fröhlich, sondern auch „dramatisch-fröhlich“. Also völlig normal. „Dramatisch-normal“. Ich hätte mich nicht verrückt machen müssen. Es ist alles gut gelaufen.

DRAMATISCH

„Mama, irgendwas stimmt nicht mit mir.“

„Geht es dir nicht gut? Wirst du krank? Soll ich dich für morgen von der Schule abmelden?“

„Nein, so etwas ist es nicht. Ich habe das... das Gefühl, als ob ich verrückt werde. Ich fühle mich überhaupt nicht mehr gut, doch glaube ich, dass ich einfach nur zu dramatisch bin und es nicht so schlimm ist. Doch irgendwas ist falsch mit mir, was ich ändern muss. Doch ich weiß nicht wie.“

„Komm her, setzt dich zu mir. Wie alt bist du jetzt?“

„Hast du es etwa vergessen...? Vierzehn fast Fünfzehn. Aber was hat das eine mit dem anderen zu tun?“

„Nein, ich glaube nicht. Aber ich glaube du hast das vergessen. Zuallererst bist du nicht komisch. So etwas gibt es überhaupt nicht. Und zweitens bist du nicht in einem Alter, wo du richtig funktionieren musst. Du bist wunderbar, vergiss das nie, okay?“

„Ich fühle mich so allein mit meinen Problemen. Als ob mein Leben stehen bleibt, während es

von allen anderen weiter geht. Das ist nicht fair, wie ich mich fühle!“

„Das fühlt sich vielleicht so an, aber es ist nicht so. Du bist nicht alleine. Ich habe nie mit dir darüber gesprochen, wie es mir in deinem Alter ging. Aber mir ging es nicht gut.

Ich habe noch ein Tagebuch, wo ich reingeschrieben hatte, als ich jemanden gebraucht hätte

zum reden, doch mich niemand verstehen konnte. Ich werde dir daraus vorlesen, um ehrlich

zu dir zu sein und vielleicht fühlst du dich nicht mehr so alleine mit deinen Gedanken.“

„Ich drücke die Türklinke der Toilette runter, gehe rein und gehe sicher, dass niemand noch im Bad ist. Es ist still. Man hört nur das Flackern der Lampen. Ein Blick in den Spiegel reicht

und ich merke, dass irgendwas nicht stimmt. Der Schweiß läuft mir über die Stirn, herunter auf den Boden.

Was ist nur los mit mir? Kann ich nicht normal sein? Wieso halte ich keinen Stress aus?

Jedes Mal ist es das Gleiche, ich will doch nur normal sein. Ich sehe... Ich sehe fünf Dinge, ähm. Die weiße Decke, die gelbe Lampe, die Toiletten Tür, der Wasserhahn und, und den Spiegel.

Ich sehe in den Spiegel, gucke genauer rein. Sehe das Ebenbild von mir selbst, doch erkennt

mich nicht mehr. Ich gucke mir selbst in die Augen, berühre meinen traurigen, verzweifelten

Blick. Ich schüttel meinen Kopf und drehe mich weg vom Spiegel, mit dem Blick auf die zahllosen Toilettentüren.

Vier Dinge, die ich höre. Okay, konzentriere dich einfach, so schwer ist das nicht! Das Flackern der Lampen, das kann man ja auch nicht überhören. Das Wasser, welches durch die alten Rohre fließt, die Toilettenspülung von dem Jungsklo und.

Die Türklinke, die runtergedrückt wird. Ich höre, wie die Türklinke runtergedrückt wird, die Tür

sich öffnet und ein älteres Mädchen reinkommt. Sie kommt mir bekannt vor, unsere Blicke

trafen sich bestimmt schon einmal auf dem Schulflur. Unsere Augen trafen sich und sofort war ihr klar, dass nicht alles in Ordnung bei mir ist. Das Mädchen, welches rein kam, öffnete

ihren Mund leicht. Doch rein automatisch drehe ich mich ruckartig weg, Richtung Spiegel. Ich

tue so, als ob ich meine Haare richtig mache, doch dann...“

„Was ist dann passiert? Bitte, lies weiter!“

„Nein, das werde ich nicht, ich will hier nicht mein ganzes Leben vor dir offenbaren. Doch habe ich andere Geschichten.“

„Ich höre den Beat. Er ist so laut, dass die ganze Halle vibriert, bis in meine Brust rein. Mein Herz schlägt schneller und die Aufregung

steigt.

Es ist emotional. Seine Texte sind emotional. Aber nicht nur das, ich kann mich mit ihnen identifizieren, ihren Schmerz nachvollziehen. Seine Texte, welche ich mitsinge, gehen nah.

Viele weinen, weil sie so berührt sind. Doch obwohl es traurig, ein emotionales Konzert ist und das Adrenalin in mir schlägt, kann ich mich nicht so fühlen, als ob ich gleich weinen müsste. Was ja auch in Ordnung ist. Jeder fühlt Sachen anders. Doch ich bin eine Person, die eigentlich viel weint und sich auf Gefühle einlassen will.

Das Konzert ist vorbei. Ich bin glücklich, weil es ein schönes Erlebnis ist, welches sich so wahrscheinlich nie wieder abspielen wird.

Wir warten, bis die ersten Personen raus gehen, aus dieser warmen, überfüllten und stickigen Halle, die normalerweise als Club verwendet wird. Es spielen Lieder zum

rausgehen, wir tauschen uns aus und dann kommt ein Lied, welches jeder ein bisschen in seinem Herz trägt. Es ist emotional und geht tief. Wir singen mit, machen Videos und dann

kommt sie zu mir. Und umarmt mich. Wir haben uns nie umarmt. In unserem ganzen Leben erinnere ich mich nicht daran, dass wir uns jemals umarmt hätten. Ich fühle die Traurigkeit in

mir hochkommen. Auf einmal ist sie da und ich kann gar nicht mehr aufhören zu weinen.

Fühlt sie auch so? Es vergehen Minuten in ihrem Arm und ich denke daran was uns verbindet. Der Hass den ich all die letzten Jahre empfunden habe ihr gegenüber. Die Reue,

dass ich ihr von meiner Krankheit erzählt habe, obwohl es doch ein Geheimnis ist. Die Zukunftsangst, dass ich ein Fehler mache, mit meinem Schnitt kein Abi zu machen. Ich habe

Angst und Trauer in mir tief in meiner Brust. Ich denke über früher nach. Diese tiefe Traurigkeit, die ich nicht mehr empfunden hatte,

war wieder so präsent, wie seit Jahren nicht mehr. Sie guckte mich an, ich gucke sie an. Mit ihren Verheulten Augen und spürte, es ist

jetzt anders.“

„Was ist jetzt anders? Ich verstehe nicht.“

„Alles denke ich mal, doch wiederum nichts.“

„Hast du auch einen Text dazu, wie verlassen, unwahr genommen und übersehen du dich fühlst. Denn ich glaube nicht, dass jemand mehr übersehen werden kann, wie ich mich gerade fühle.“

„Eins? Ich habe viel, sehr viele geschrieben. Und irgendwo geht es in jedem meiner Texte darum, dass ich übersehen werde, auch wenn ich es nicht so schreibe. Es würden keine Texte mehr entstehen, wenn Menschen andere Menschen anfangen würden, zu sehen und wahrzunehmen. In unserer Gesellschaft als Frau und psychischkranke Person, die nicht in die Normen passt oder so ist, wie es andere wollen. Wird man übersehen. Meine eigene Familie glaubte mir nicht, dass ich laktoseintolerant sei und dass das alles ja nur Placebo ist und ich mir alles einbilde. Meine Ärzte behandelten mich nicht, bevor sie sagen konnten, dass es ja auch psychisch sein kann. Ich gehe ja zur Therapie, dann kann es ja auch nicht mehr körperlich sein.“

„Aber, aber das ist doch nicht fair!?“

„Das Leben ist nicht fair!“

„Was hat dich am meisten geprägt in deinem Leben?“

„Es gibt eine Nacht die ich niemals vergessen werde. Es war meine letzte Chance fürs Leben.“

„Ich dachte, dass dies meine letzte Nacht sein sollte. Ich liege mit einer starken Erkältung, seit mehreren Wochen in meinem Bett, welches ziemlich kaputt ist. Sodass ich mit einer Matratze auf dem Boden nur liege. Neben mir, auf der Höhe meines Kopfes, sind Berge.

Berge voller Müll und verpackungsresten, die ich seit Wochen neben mir habe. Meine Nase fängt an zu bluten. Ich gucke ob eine Rolle Klebkleber in meiner Reichweite ist. Doch

vergebens. Ich musste also ins Bad. Ich ging ins Bad nahm mir ein Stück papier und das

wenige Blut verschwand. Ich wollte zurück gehen in mein Bett und weiter schlafen. Es war ja schließlich Nachts. Ich fasse schon die Türklinke an und wusste ich schaffe es nicht mehr.

Mir wird schwarz vor Augen und lehne mich an der Wand an. Plötzlich verlor meine ganze Kraft. Ich kippe um. Es fühlt sich an, als ob



keine Zeit vergangen wäre. Doch als ich meine Augen wieder öffnete, sehe ich meine Schwester über mir stehen. ich nahm meine ganze Kraft zusammen und stand auf. Ich schaffte es bis ins Bett wieder zu kommen. ich sah sie nicht an. Wollte ihr Gesicht nicht sehen. Nur gehen, als ob nichts passiert wäre. Es ist ja alles in Ordnung. "Es sieht so aus, als ob sie nicht mehr gehen kann." Hörte ich nur noch doch schlief ein. Am nächsten Morgen wachte ich auf. Ich habe diese Nacht überlebt! Nicht nur das, ich hatte Energie, wie seit langen nicht mehr. Jahre später sprach ich sie auf diese Nacht im Winter im Jahr 2022 an. Doch sie wusste von nichts mehr. Sie vergaß es. Ganz unbedeutsam war es ja nicht, zumindest für

mich. Vergisst man so etwas einfach mit der Zeit oder wollte ihr Gehirn sie schützen. Egal was stimmt. Ich weiß, ich werde diese Nacht nie in meinem Leben vergessen. Denn diese Nacht erinnert mich daran zu leben. Es klappte tatsächlich nicht von Null auf Hundert, aber das war der erste Tag, wo ich was verändern wollte und das ist es, was am Ende des Tages zählt." 684 Tage später kann ich sagen, dass ich es geschafft habe. Doch stimmt es auch nicht ganz. Ich werde niemals wieder normale werden. Ich kann nur gucken, dass ich nüchtern bin.





© forolia.com, Konstantin Yuganov

Einmal selbst Geschichte(n) schreiben.

**Weil's um mehr
als Geld geht!**

Schreiben fördert die Fantasie.
Darum unterstützen wir gerne
den Wettbewerb „Jugend schreibt“.

sparkasse-bielefeld.de

